



Weltkulturerbe auf der Pariser Île de la Cité, um das in einer Nacht im April 2019 zu bängen war: das Hauptportal der Kathedrale Notre-Dame

Foto Picture Alliance

Einzug unterm Weltgericht

Von der Königskirche zum Nationaldenkmal: Thomas W. Gaetgens macht die Geschichte der Pariser Kathedrale Notre-Dame lebendig.

Der Kunsthistoriker Thomas W. Gaetgens legt einen schmalen Band über die Pariser Kathedrale Notre-Dame vor. Wer in dem materialreichen, informativen und gut geschriebenen Büchlein über den im April 2019 bei einem Brand schwer beschädigten Kirchenbau zu lesen beginnt, wird es nicht mehr zur Seite legen. Der Leser spürt schnell den großen Kenner Frankreichs, der hier fortsetzt, was er Mitte der achtziger Jahre mit einem stattlichen Bildband über „Versailles“ begann: französische Schlösser und Kathedrale als Nationaldenkmäler in den Blick zu nehmen. Auch sein Buch über „Die brennende Kathedrale“ von Reims (F.A.Z. vom 19. September 2018) gehört in diese Reihe.

Gaetgens lässt die jahrhundertalte Geschichte von Notre-Dame, einem Bau-

werk der französischen Frühgotik, dessen Grundstein 1163 gelegt wurde, wie auf einer Bühne lebendig werden, zeigt ihren Wandel, der immer wieder auch große stilistische Veränderungen zur Folge hatte. Zur Illustration dieser Entwicklung tragen die Abbildungen bei. Die erste gilt dem Annenportal, dem ältesten der drei Westportale, das noch aus einer Vorgängerkirche stammt. Es stellt das Madonnenmotiv „Notre-Dame“ als Symbol der Kirche dar, der auch die Könige zu dienen hatten.

Entsprechend beginnt das Buch mit der Beschreibung des Krönungszeremoniells, wie es 1350 von König Johann dem Guten überliefert ist: Salbung mit dem heiligen Öl und Krönung in Reims, dann der Besuch der Abteikirche St. Denis, der Begräbnisstätte der französischen Könige – und erst danach begab sich der König zur Kathedrale Notre-Dame und betrat diese durch das Weltgerichtsportal. Dort hatte er den Schwur abzulegen, die Rechte der Kirche zu respektieren und zu verteidigen.

Während Gaetgens das erste Kapitel vor allem der Architektur widmet und dabei auf die stilistischen Verwandlungen vom Mittelalter bis zur Renaissance eingeht, gilt das zweite Kapitel der „Kathedrale der Könige“. Den Einstieg bildet die spektakuläre und politisch brisante Hochzeit von Heinrich, König von Navarra, Anführer der Hugenotten, und Mar-

guerite de Valois, der Katholikin, im Jahr 1572. Diese Eheschließung, nicht vom Bischof von Notre-Dame vollzogen, fand auf einem Podest vor der Fassade der Kathedrale statt. Am feierlichen Hochamt nahm dann nur die katholische Braut teil, während ihr Gemahl mit seinem Gefolge die Kathedrale verließ.

Mit dieser Eheschließung war laut Gaetgens die Erwartung verbunden, in der Epoche der Reformation das Ende des Bürgerkrieges und der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Hugenotten herbeizuführen. Das Gegenteil war der Fall, wenige Tage später folgte die blutige Bartholomäusnacht, der Tausende Hugenotten zum Opfer fielen. Erst über zwanzig Jahre später konvertierte Heinrich zum katholischen Glauben und zog als Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra, in die Hauptstadt und zur Messe in Notre-Dame ein. 1685 widerrief Ludwig XIV. dessen Edikt von Nantes, wodurch die Verfolgungen

und Vertreibungen der Hugenotten zur offiziellen Politik erklärt wurden. Zur Bitte umgünstigt, (allein) der katholischen Nation ihren Schutz zu gewähren, bringt das die barocke Umgestaltung des Chors mit der dreiteiligen Figurengruppe – Ludwig XIV. und sein Vater Ludwig XIII. wenden sich an die Pietà – zum Ausdruck.

Gaetgens drittes Kapitel gilt der „Kirche der Nation“. Die entscheidende Wende brachte die Französische Revolution. Aber bevor schließlich über hundert Jahre später die Trennung von Kirche und Staat durchgesetzt wurde, fand noch einmal ein spektakuläres Großereignis statt, die Kaiserkrönung Napoleons I. im Jahr 1804. Die Kathedrale wurde zu diesem Anlass so pompös umgestaltet, dass ihre Architektur im Innern gar nicht mehr zu erkennen war.

Auf den letzten Seiten des Buches widmet sich Gaetgens der Bedeutung von Notre-Dame nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Sie habe die Funktion als Bedeutungsträger nationaler Geschichte beibehalten, aber in Respektierung der Trennung von Kirche und Staat seien nach 1918 der Präsident und die Minister den Messen ferngeblieben. In seinem Roman „Notre-Dame de Paris“ schrieb Victor Hugo, jede Zivilisation sei ursprünglich theokratisch und münde schließlich in die Demokratie. Die Geschichte der Kathedrale von Notre-Dame kann man dafür als Beispiel ansehen.

Thomas W. Gaetgens: „Notre-Dame“, Geschichte einer Kathedrale.
C. H. Beck Verlag, München 2020.
128 S., Abb., br., 9,95 €.

Wie nimmt die Zukunft uns in die Pflicht?

Heute schon klüger sein als hinterher: Zwei Bücher über den Nutzen der Philosophie in der Klima-Debatte

„Hinterher“ sei man immer klüger, ruft eine Alltagsweisheit spöttisch oder auch tröstlich – je nach Bedarf – in Erinnerung. In manchen Situationen sagt die Redewendung zugleich, dass man „vorher“ gar nicht habe wissen können, dass die Uhrzeiger auf „vorher“ standen. Stichwort: unvorhersehbare Nebenfolgen. Es kann noch ein wenig verwickelter sein – dann, wenn man bereits weiß, dass ein „Vorher“ vorbei ist, weil ein „Hinterher“ seine Schatten erkennbar vorauswirft, der Schadensfall jedoch noch nicht zur Gänze eingetreten ist. Eine solche Konstellation scheint die Klimadebatte zu sein. Im Licht der Redensart weist sie eine weitere Besonderheit auf: Es ist nicht völlig auszuschließen, dass man dieses Mal „hinterher“ doch nicht klüger ist, weil niemand mehr da sein wird, der klüger werden könnte. Neben diesem drohenden Nachteil – der Möglichkeit des Untergangs der menschlichen Zivilisation in ferne Zukunft – hat die Klimadebatte aber eben (wenn man es so nennen möchte) einen Vorteil, einen Erkenntnisvorteil: Wir wissen (längst) genug, um schon jetzt klüger zu sein und etwas zu tun – in der Absicht und in der Hoffnung, damit doch noch wenigstens das Schlimmste abzuwenden zu können.

Die Antworten auf die Frage, was konkret und vordringlich getan werden sollte, fallen bekanntlich unterschiedlich aus. Darum ist es nicht unvernünftig, obgleich die Zeit drängt, sich die Zeit zu nehmen, darüber nachzudenken. Das geht leichter und vielleicht auch schneller, wenn man ein Buch aufschlägt, dessen Autor bereits nachgedacht hat. Ein unlängst erschienenes empfiehlt sich durch den Titel „Mit kühlem Kopf“. Sein Untertitel lautet: „Über den Nutzen der Philosophie für die Klimadebatte“.

Klimadebatte“. Bernward Gesang macht den Nutzen der Philosophie allerdings weniger zum Thema, als dass er ihn vorführt, genauer: den Nutzen einer angewandten Ethik, die sich auf utilitaristische Prinzipien stützt, auf Grundsätze und Kriterien also, die – knapp gesagt – die Folgen und den „Gesamtnutzen“ von Handlungen abzuwägen ermöglichen.

Das Buch zeigt, wie eine an Nützlichkeit orientierte Ethik sich nützlich macht. Das tut sie nicht zuletzt dadurch, dass sie – insoweit kompromissbereit – Positionen zu formulieren versucht, denen auch jene zustimmen können sollten, für die ein errechneter „Gesamtnutzen“ nicht das moralische Maß aller Dinge ist. Herausfordernd bleiben manche Resultate der Kosten-Nutzen-Abwägungen aber allemal. Etwa die These, es bringe in der Summe nicht so viel, auf die Vermeidung der „kleinen Emission des Einzelnen“ – auf die Änderung individueller Lebensstile – zu dringen. Oder die Forderung, finanzielle Mittel dort einzusetzen, wo mit ihnen am meisten bewirkt werden könne: „im globalen Süden“, weil dort die Kosten zur Vermeidung von Kohlendioxid-Emissionen (noch) erheblich geringer seien „als bei uns“ und zudem „Mehrfacheffekte“ erzielt werden könnten: Wer armen Regenwald-

bauern Geld spende, tue nicht nur etwas gegen die Weltarmut, sondern auch für den Regenwald und für das Klima.

Gesangs Buch ist, schnörkellos und anschaulich in seinen Argumenten, genießbar auch für Nichtfachleute. Gelegentlich wird es plakativ und insbesondere, wenn es um die Motivationsfrage geht: Wieso soll ich, sollen wir das Richtige tun? Wie schafft man es, das Gesollte zu wollen? In einer Pandemie, in der Konsequenzen kollektiven Verhaltens recht rasch sichtbar werden, ist die Frage leichter zu beantworten als in der Perspektive einer Klimazukunft erst noch kommender Generationen. Gesang scheint auf Storytelling zu setzen. Er preist das Fantasy-Genre als „große Schule unserer Zeit“, da es lehren könne, dass es „ums Ganze“ gehe und dass es „Klarheit“ brauche, „wenn wir begeistert in die Schlacht um die Sicherung unserer Lebensgrundlagen ziehen sollen. Denn letztlich sind Menschen eben doch einfach gestrickt.“ – Nichts gegen Selbstermunterung durch fassliche Plots. Ob Tolkiens Kampf um Mittelerde aber tatsächlich hilft, die Hindernisse verantwortungsvollen Handelns beiseitezuräumen, die der Autor selbst auflistet? Es sind dies unter anderem Technikgläubigkeit, Dummheit, Egoismus; sie lassen sich in jenem

einfachen Strickmuster vermutlich leicht identifizieren.

Auch eine zweite klimaphilosophische Publikation wirft die Motivationsfrage auf. Johannes Müller-Salo nennt sie – nicht über jeden literaturgeschichtlichen Zweifel erhaben – „die Gretchenfrage“. Philosophie macht sich in seinem Reclam-Bändchen „Klima, Sprache und Moral“ indes nicht als mahnende Motivatorin nützlich, sie kommt vielmehr als Sprachkritik zum Einsatz. In den Blick rücken einige im Klima-Diskurs gängige Begriffe und Wendungen wie „Schöpfung“, „natürliches Erbe“, „von den Kindern geliebte Welt“. In ihnen sind beschreibende und bewertende Komponenten verschmolzen. Diese Eigentümlichkeit von „dichten“ Begriffen freilich könnte unter dem Aspekt der Motivation gerade ihre Stärke sein: Sie befördern eine Art Verpflichtungsgefühl. Wer „Schöpfung“ sagt, assoziiert damit – günstigenfalls – den Auftrag, sie zu „bewahren“. Doch dieses „Motivationspotenzial“ von Begriffen mit religiösem Oberton erachtet Müller-Salo als weltanschaulich „milieugebunden“ und darum als zu schwach, um einer nachhaltigen Klimapolitik zum „echten Durchbruch“ zu verhelfen.

Der Assoziationsgehalt anderer Ausdrücke, die Zukunftsverantwortung einfordern, erscheint ihm hinwiederum als zu abstrakt. Am Ende hofft er auf die Motivationskraft einer sinnlichen, ästhetischen Naturerfahrung in „lokalen Umwelten“, die uns lebensgeschichtlich etwas bedeuten. Nun sind zwar regionale Lebenswelten auf ihre Weise ebenfalls „milieugebunden“, aber auch die tapferen Hobbys zogen gewiss nicht zuletzt aus Sorge um ihr wundergrünes Auenland in die Schlacht um Mittelerde.

Johannes Müller-Salo: „Klima, Sprache und Moral“, Eine philosophische Kritik.
Reclam Verlag, Stuttgart 2020.
112 S., geb., 10,- €.

Bernward Gesang: „Mit kühlem Kopf“, Über den Nutzen der Philosophie für die Klimadebatte.
Hanser Verlag, München 2020.
272 S., geb., 24,- €.

Ihr hat er lebenslang die Untreue gehalten

Der gewaltige Hunger nach Freiheit: Ingeborg Villingers aufwühlende Biographie Gretha Jüngers

Wer Ernst Jünger liest, kennt Perpetua. In den „Strahlungen“, Jüngers tagebuchähnlichen Aufzeichnungen aus dem Zweiten Weltkrieg, taucht sie das erste Mal im April 1939 im Teilband „Gärten und Straßen“ auf: Gretha Jünger, geborene von Jeinsen, von ihrem Mann mit dem Pseudonym einer frühchristlichen Märtyrerin versehen. Eine treffende Wahl, wie Ingeborg Villingers Biographie von Jüngers erster, 1960 einem Krebsleiden erlegenen Ehefrau zeigt. Denn Perpetua, „die Beständige“, war eine beständig Leidende. Wer meinte, Thomas Manns Beschreibung Jüngers als „eiskalter Genüßling“ wäre nur politisch zu verstehen, dürfte nach der Lektüre dieses Buches anders denken, wird vielleicht auch die „Strahlungen“ anders lesen.

Villinger, bereits als Mitherausgeberin des Briefwechsels zwischen Gretha Jünger und Carl Schmitt in Erscheinung getreten, stützt sich bei ihrer Lebensbeschreibung auf bisher unveröffentlichte Briefe, so auf die ergiebige Korrespondenz des Ehepaars. Obschon im Schatten ihres berühmten Mannes kaum sichtbar, war Gretha Jünger selbst eine Autorin von Talent, wie Villinger belegt. Doch lässt sich ihre Biographie auch als Geschichte einer Ehe lesen – oder zweier Ehen. Ernst Jünger mag glücklich verheiratet gewesen sein. Gretha Jünger war es nicht.

Die beiden lernen sich in Hannover kennen, wo Gretha von Jeinsen ihm zu liebe ihre Schauspielkarriere aufgibt. Das junge Paar zieht in das unruhigere Leipzig, dann ins gärende Berlin der Weimarer Zeit. Dort bunter Freundeskreis, nationalrevolutionär besaitet. Der Philosoph Ernst Hugo Fischer, der Nationalbolschewist Ernst Niekisch, der frühere Freikorpsler und Zuchthäuser Ernst von Salomon, der Maler Rudolf Schlichter, der (spätere) Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich und natürlich Carl Schmitt gehören dazu. Man ist antirepublikanisch, will antibürgerlich sein, übt sich dabei aber vor allem in „Ritualen des Antiritualismus“, vorzugsweise mit Zentralheizung. Die Männer geben den Ton an, ihre Partnerinnen sind oft nur Beiwerk, abgesehen von Arnolt Bronnens Olga Fla, die als Geliebte von Goebbels und Zuträgerin des sowjetischen Geheimdienstes ein frühes Beispiel für die Vereinbarkeit von Familie und Landesverrat gibt.

Gretha Jünger akzeptiert die männliche Dominanz, bejaht sie gar. Ironisiert sie zwar, bricht aber nie endgültig damit. Leidet daran, stellt sie dennoch nie grundsätzlich in Frage. Sieht letztlich in Frauen die Ursache für viele Fehler von Männern. Das beginnt bei ihrem systematisch untreuen Ehemann. Der pflege „Bewunderung und Begehren der Weiblichkeit stets ‚charmant zu berücksichtigen‘“, wie die perpetuell Betrogene sarkastisch feststellt.

Auf Berlin folgen von 1933 an die zunehmend auf Weltabgewandtheit angelegten Lebensstationen Goslar, Überlingen und Kirchhorst sowie die Nachkriegsrefugien Ravensburg und Willingen. Das entspricht nicht nur Ernst Jüngers wachsendem Bedürfnis nach Rückzug und Kontemplation, sondern auch der Hoffnung seiner Frau, ihr Gatte möge weitab vom Schuss ansatzweise treu sein. Diese Hoffnung wird enttäuscht. Jüngers Jahre als Wehrmachtsoffizier im besetzten Paris werden zum Brandbeschleuniger einer längst schwelenden Ehekrise. Nur politisch ist man sich einig: Ernst Jünger hofft beim Vormarsch 1940 noch, wie 1914 ins Gefecht zu kommen. Seine Frau schreibt derweil einem Freund angesichts des Blitzsieg der Wehrmacht: „Ein Fieber hat uns erfasst, namentlich mich, die ich immer schon das Feuer der Begeisterung in mir spürte, wenn diese schönste Seite der Deutschen zum Durchbruch gelangte.“ Trotz ihrer Distanz zum Nationalsozialismus, die ähnlich wie bei ihrem Mann stark elitär

und ästhetisch grundiert ist, feiert sie die Tilgung des Versailler Vertrages als „so gewaltig, dass es uns fast den Atem benimmt, und es gibt wohl kein Herz unter den Deutschen, das am Tage des Einzuges in Paris nicht eine tiefe Befriedigung empfunden hat“. Dass nun deutsche Fahnen (welche?) über Paris wehten, „ist eine Rache, wie sie mir süßer nicht sein kann, und jenseits alles Hurrah-Patriotismus fühle ich mich glücklich, dies alles miterleben zu dürfen“. Von 1943 an wird der Ton dann trister: „Dieser Alltag mit seinen teuflischen Paraphern, die Jagd nach Butter, einer Zigarette, oder zum Arbeitsamt, der Haushalt, die Steuerberechnungen, und zuletzt der stündliche Alarm, dies alles kotzt mich an“, schreibt sie Freunden.

Hinzu kommt, dass ihr Mann die entscheidenden Schlachten seines zweiten Weltkriegs in Pariser Hotelzimmern und Schlafgemächern schlägt. Die Kinderärztin Sophie Ravoux wird seine Ti-

Ingeborg Villinger: „Gretha Jünger“. Die unsichtbare Frau.
Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2020.
464 S., geb., 26,- €.

tularmätresse, der er lebenslang die Untreue hält. Obwohl er sie in den Tagebüchern als „Doctoresse“, „Mme Dancart“, „Charmille“, „Camilla“, „Mme d’Armenoville“ und „Armand“ maskiert, wie der Jünger-Forscher Tobias Wimbauer nachgewiesen hat, vertieft sich die Jünger’sche Familienkrise, als die „Strahlungen“ 1949 erscheinen und die Ehebruchkaskade des Autors damit literarisch kaum verbrämte offenkundig wird. „Arme Gretha!“, schreibt Carl Schmitt, selbst kein praktizierender Anhänger des sechsten Gebots, in seiner Ausgabe an den Rand.

Dennoch wird Gretha Jünger, deren ältester Sohn Ende 1944 in Italien gefallen war, in dieser Zeit zweimal kurz nacheinander schwanger. Eine Totgeburt und eine Abtreibung sind die Folgen. Als sie die zweite Schwangerschaft entdeckt, schreibt sie einem Freund, sie sei „auf den Urheber nicht gut zu sprechen; wenn es nach mir ginge, so wäre ich zu einem klösterlichen Leben in dieser Hinsicht längst bereit“. Aber es geht nicht nach ihr. Ihr „gewaltiger Hunger nach Freiheit und eigenen Lebensräumen“, den sie in einem Brief schildert, bleibt ungestillt. Die später eingereichte Scheidung zieht sie dennoch wieder zurück.

Ein Rätsel in dieser aufwühlenden und insgesamt überzeugenden Biographie gibt allerdings mitunter die Quellenauswahl auf. Wo ist etwa der fulminante zweiseitige Brief Gretha Jüngers an Sophie Ravoux von 1948? Stolz, kühl, souverän und verletzt zugleich fordert sie darin die Pariser Hauptgeliebte ihres Mannes auf, doch nach Deutschland zu kommen, um ihn sich zu holen. Sie werde nicht im Wege stehen. Dass die Biographin diesen eindrucksvollen und für den Charakter Gretha Jüngers grundlegenden Brief nicht nur nicht zitiert, sondern ihn nicht einmal erwähnt, ist etwas seltsam für ein Buch, das immer wieder um den deplorable Zustand der Jünger’schen Ehe kreist.

Beeindruckend ist Villingers Schilderung dieses Lebens gleichwohl. Sie lässt an einen Eintrag aus den „Strahlungen“ vom Mai 1941 denken, in dem Jünger eine junge Französin beschreibt, in der er vollkommene Schönheit und große Kälte vereint sah: „Eine Eisblume. Wer sie auftaucht, zerstört die Form.“ So hätte Ernst Jünger, dem die Stillierung seiner Existenz oberstes Gebot war, auch sich selbst beschreiben können. Die Kosten dieser nur bei Minusgraden möglichen Formwahrung trugen jene, die das Unglück hatten, ihn zu lieben.

MICHAEL MARTENS



Die Beständige war eine beständig Leidende: Gretha Jünger.

Foto DLA Marbach